

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 24 (1948-1949)
Heft: 8

Artikel: Studentenleben - amerikanisch : als Deutschlehrerin an einer Universität in den USA
Autor: Gmür, Helen
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1069347>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 15.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Studentenleben — amerikanisch

Als Deutschlehrerin an einer Universität in den USA

Von Dr. HELEN GMÜR

* Illustration von Hanni Fries

Montag, 13 Uhr, im Zimmer 201 in Easthouse, Brown University: elf amerikanische Studenten mühen sich mit deutschen Verbformen ab. Grant ist es gründlich verleidet. Er hält den Finger in die Höhe: « Miß Gmür, wie hat Ihnen der Film „Sciuscià“ gefallen? » Er hätte gerade so gut nach der Regierungsform der Schweizerischen Eidgenossenschaft fragen können oder ob ich gerne skifahre. Die Hauptsache

ist, daß ich die Verben vergesse. « Oh », antworte ich, « da kann Ihnen Herr Yeaton besser Auskunft geben, er war auch dort. Ich saß gerade hinter ihm. » Der lange Yeaton sieht mich einen Augenblick lang fassungslos an, nimmt dann umständlich die Beine vom Stuhl des Vordermannes, zieht die Schuhe an, klappt sein Buch zu, steht auf und macht sich auf den Weg zur Türe, andauernd vor sich hinschimpfend: « I'm going, I'm leaving. » Vor der Türe

wirft er noch einmal einen vorwurfsvollen Blick auf mich und einen wütenden auf die vor Lachen brüllende Klasse. « Herr Yeaton », sage ich, als ich meine Fassung wieder gewonnen habe, « „sie“ ist *sehr nett.* » Yeaton dreht sich triumphierend um, dankt mir stolz für das Kompliment, marschiert zum Platz zurück, legt die langen Beine wieder auf den Stuhl des Vordermannes und öffnet das Buch. Von ihm aus können wir nun wieder zu den Verben zurückkehren. Und dazu habe ich erst noch sein Herz für die Dauer des Semesters gewonnen.



Über ein Jahr vorher war ich voller Zweifel und Ängste in Brown University, einer altehrwürdigen Schule im Osten der USA, eingezogen, mit einem Stipendium für das Studium der Psychologie und Geschichte, und angestellt als Assistentin für zwölf Wochenstunden in der deutschen Abteilung. Meine englischen Sprachkenntnisse waren mehr als mangelhaft, und von der Behandlung amerikanischer Jünglinge und Glamourgirls wußte ich herzlich wenig. Nach einem Aufenthalt von zwei Jahren verließ ich Amerika wieder mit etwas besseren Kenntnissen der englischen Sprache und mit einer großen Begeisterung für den freien und allen steifen Formen abholden Geist der amerikanischen Universitäten.



Die erste Begegnung mit diesem Geiste erlebte ich in dem griechischen Tempel, der die Fakultät der modernen Fremdsprachen beherbergte.

Zwei Koffer in der Hand, einen altmodischen (lies schweizerischen) Hut auf dem Kopf, einen viel zu warmen Mantel um meine ängstlichen Glieder, betrat ich eines Nachmittags im September das Sekretariat und nannte schüchtern meinen

Namen. Der Erfolg war unglaublich. Die schwarzgelockte, temperamentvolle Sekretärin sprang auf, schüttelte mir kräftig die Hand, stürzte davon, um im nächsten Moment in Begleitung einer ebenso lebhaften Dame mit vorstehenden Zähnen und einem noch viel unmöglicheren Hut (als der meine war) zurückzukehren. Ihren Wortschwall verstand ich nicht, aber ich war im Augenblick von meinen Koffern befreit, saß in einem Auto, wurde in ein nettes Haus gebracht, erhielt Waschlappen, Seife, Handtuch (eine Wohltat nach einer Fahrt in einer amerikanischen Eisenbahn) und eine Coca-Cola, dann wurde ich in das Dormitory des Mädchen-Colleges gebracht, wo ich mich aufhalten sollte, bis sie, die Dame, ein Zimmer für mich gefunden haben würde. Sie fand sofort eines, die Sekretärin brachte mich am nächsten Tag in ihrem Auto dorthin, ich lächelte die alte Besitzerin an, da ich ja nicht viel sagen konnte und sie ohnehin schwerhörig war, und in amerikanischem Tempo war ich in den Besitz eines netten Zimmers geraten. Die erwähnte Dame kam wieder, holte meine Koffer auf dem Bahnhof und bot sich für weitere Dienste an.

Später fand ich heraus, wer die Dame war: Die Gattin des Chairman, oder wie wir sagen würden, Dekans, der modernen Fremdsprachen.



Zwei Tage später stand ich vor einer Klasse von ungefähr 30 Männern im Alter von 18 bis 40 Jahren und zwei ganz jungen Mädchen, alles Anfänger, denen ich durch Konversation eine korrekte deutsche Aussprache beibringen sollte. Damals schockierte mich noch, was mir später zum vertrauten Anblick wurde: die Beine auf den Tischen, das ungenierte Gähnen, das Zeitungslesen, wenn die Stunde langweilig wurde (das gewöhnte ich ihnen zwar bald ab). An jenem ersten Tage meiner Wirksamkeit kam ich abends verzweifelt auf mein Zimmer. Wie würde

ich diesen Betrieb ein Jahr lang aushalten? Ich konnte ja nicht einmal deutsche Grammatik, und diese erwachsenen Männer in Pullovern und GI Jacken, in den unmöglichen Hemden, die über statt in den Hosen getragen wurden, würden mir nie- mals auch nur zuhören, geschweige denn Deutsch lernen.



So wandelte ich denn am nächsten Morgen sehr unglücklich die Straße hinauf nach unserem griechischen Tempel, als plötzlich hinter mir etwas entsetzlich kreischte und knirschte. Ich drehte mich um, es war ein uraltes Auto, bemalt mit allerlei Phantasiegestalten, und aus der offenen Türe guckte das Lausbubengesicht eines meiner Schüler. "Want a ride, Miss Gmür?" Und schon saß ich drin, der Motor machte einen übermenschlichen Versuch, die Räder quietschten — und der Karren schoß davon. Diese morgendliche Fahrt rettete mein Selbstvertrauen. Dazu hatte ich nun erst noch einen Chauffeur und konnte mindestens zehn Minuten später aufstehen.

Nach zwei Schulstunden kam mein Retter allerdings zu mir, schaute mich aus seinen blauen Augen verzweifelt an und sagte, er müsse die Deutschstunden auf- geben. Diese Sprache werde er nie lernen, es wäre gescheiter, er studierte Philip- pinisch. Wie stolz war ich, als er am Ende des Semesters das Examen bestand! Bei unseren Autofahrten erzählte er mir vom Krieg im Pazifik, den er mitgemacht habe. Es war kaum zu glauben, daß der blonde, fröhliche Junge in dieser Hölle gewesen war. Mit der Zeit bekam ich Respekt vor meinen Studenten, trotz ihrer frechen Ge- sichter: dort der schlanke, blonde mit den verführerischen Augen hatte den Krieg in Europa mitgemacht und korrespondierte mit einer Zürcherin, jener ganz junge, sanfte war vier Jahre in Nordafrika, Frankreich und Deutschland gewesen, und dieser dicke, vierschrötige fand keinen Schlaf, weil ihm alle die Menschen, die er

getötet, in der Nacht vorkamen. Durch meine Schüler wurde ich erst richtig ge- wahr, daß ja auch Amerika den Krieg mit- gemacht hatte, wenigstens seine jungen Leute. Und wie schwer hatten sie es, sich in einem vom Krieg fast unberührten Lande wieder einzugewöhnen. So drückten sie sich eben wieder in die Schulbank, um eine unvollständige Erziehung zu vollenden, oder auch nur, um sich die Probleme des täglichen Lebens noch eine Zeitlang fernzuhalten. Da saßen Familienväter neben kaum der Mittelschule entlassenen Siebzehnjährigen. Diese älteren und reiferen Studenten wurden meine besonderen Freunde und, im Notfall, auch Beschützer.



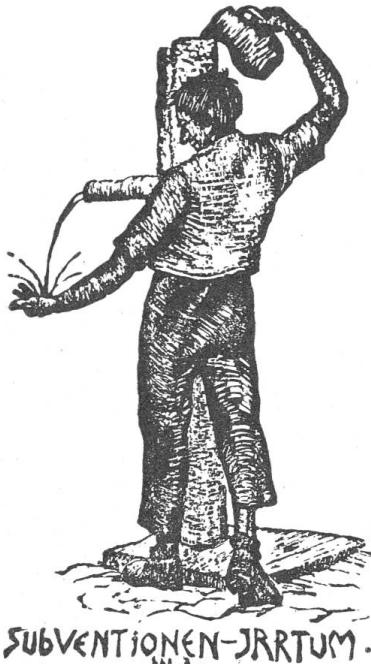
Deutsche Konversationsstunde: Das Klima in Deutschland. Satz: In Deutschland ist es jetzt nicht so heiß. Schallendes Gelächter. Ich muß recht dumm ausgesehen haben. Auf einmal sagt der blonde Jones, Vater von zwei Kindern: « Wissen Sie, warum wir lachen? „Heiß“ hat eben in unserem Jargon einen andern Sinn. » Meine Ehre ist gerettet. Jones wird meine Stütze. Auch in den andern Klassen habe ich meine Joneses. Da ist ein älterer Student, groß, dunkel, ernst, der sitzt wie ein Felsen neben mir am Tisch (in einigen Klassenzimmern sitzt die Klasse mit dem Lehrer um einen langen Tisch) und straft die Vorlauten mit Blicken. Im Sommer spiele ich einmal Tennis mit ein paar andern Ausländern. Da kommt Harold vorbei und ruft: « Nächsten Sonntag komme ich Sie holen! Sie brauchen dringend Unter- richt. » Sonntag nach einer durchtanzten Nacht stehe ich eisern um 8 Uhr 30 auf. Um 9 Uhr kommt mein Schüler in seinem neuen Studebaker, bringt ein Racket für mich mit und schlaucht mich zwei Stunden lang. Am Schluß machen wir « Duzis » und gehen ein Coca-Cola trinken (dazu muß ich bemerken, daß das Semester schon zu Ende war, sonst hätten wir uns nicht beim Vornamen nennen dürfen).

★ **W**enn einmal die ersten Schwierigkeiten überwunden waren, schloß ich mit jeder Klasse Freundschaft und erlebte viele frohe und interessante Stunden mit ihnen.

Weihnachten naht. Ich komme in meine im ganzen College berühmte Klasse von zwölf Studenten — berühmt sind wir, weil wir so viel Lärm verführen — und finde um ein Uhr kein Bein vor. Dafür stehen auf dem Tisch eine Riesenflasche Most, ein paar Säcke Gutzli und Potato Chips, dazu eine Schachtel Pralinés von meinen beiden Lieblingsschülern. Da sitze ich nun, ein wenig verblüfft, als plötzlich die ganze Bande in Einerkolonne einmarschiert und einer nach dem andern mit einer Verbeugung gegen mich «Merry Christmas» sagt und sich an seinen Platz verfügt.

Um mein Lehrerinnengewissen zu beruhigen und den Instruktionen meines Chefs nachzukommen, halten wir das Gelage in deutscher Sprache ab und ich erzähle ihnen so einfach wie möglich von unserer Weihnacht.

★ **A**uch kurz vor Weihnachten erlaube ich den wenigen Mädchen in meinen Klassen, während des Unterrichts zu stricken. Eines Tages finde ich beim Betreten einer Klasse zwei ältere Schüler beim Kartenspielen. Sie hören keineswegs damit auf, wie ich die Stunde anfange. Ich sage rügend, daß Stricken wenigstens eine nützliche Tätigkeit sei, aber das Kartenspiel scheine mir nun doch nicht in eine Schulstunde zu passen. Sie hören auf. Wie ich am nächsten Tag in die Klasse komme, sitzt der eine der beiden Sünder hinter dem Tisch und müht seine klobigen Finger mit Wolle und Nadeln ab. Nachdem ich mich von meinem Lachanfall erholt habe, erklärt er, er sei gestern abend noch schnell ins Mädchen-Dormitory gegangen, um das Stricken zu lernen, und nun helfe er der



SUBVENTIONEN-JURRTUM.
W.L.

Wilhelm Lehmann

der Bildhauer und Lebenskünstler, Kobesenmühle, Niederhelfenswil, bringt seine kritischen Gedanken zum Weltgeschehen zuweilen in Holzschnitten zum Ausdruck. Sie sind für einen engern Kreis von Freunden bestimmt. Wir glauben aber, daß eine Probe auch die Leser des «Schweizer-Spiegels» interessieren werde, da wir vor vielen Jahren Werk und Lebensanschauung des einsamen Künstlers an der Thur im «Schweizer-Spiegel» ausführlich darstellten.

schönen Florence Socken für ihren boy-friend stricken. Er hört nicht etwa auf, sondern strickt die ganze Stunde und weist mir nachher seine Arbeit vor.

★★★

Eine Eigenschaft haben die Amerikaner, die ich ihnen nicht zugeschrieben hätte: sie sind sehr empfindlich. Das mußte ich erst mit einigen unangenehmen Erfahrungen lernen. Mit dem hübschen Ferris verdarb ich es, weil ich ihm einmal bedeutete, er solle mich beim Gähnen nicht verschlucken. Es ist nicht angenehm, andauernd Füße vor sich zu haben und keine Gesichter zu sehen. Aber ich konnte diesen bärtingen Männern doch nicht einfach befehlen, die Beine herunterzunehmen. Nein, da mußte ich andere Schliche anwenden. Einem ganz Bequemen, der immer zwei Stühle brauchte, schenkte ich einen kleinen Puppenfauteuil zu Weihnachten. Und siehe da, nach Neujahr saß er gerade. Mein wirksamster Trick, den ich aber nur einmal pro Klasse anwenden konnte, war, daß ich den Sünder aufrief, und wenn er dann antwortete, sagte: «Es tut mir leid, aber ich kann Sie gar nicht verstehen hinter Ihren Füßen.» Das beste war, man beachtete diese Unarten gar nicht. Waren sie rüpelhaft, so behandelte ich sie mit Nachdruck als Gentlemen. Das half bei vielen. Nur einen von den ganz Jungen konnte ich nie für mich einnehmen. Er trug einen tiefen Haß gegen alles Weibliche in sich. Als er von meinem Chef verlangte, daß man ihn zu einem Mann versetze, fragte ihn dieser nach dem Grund. Er antwortete pathetisch, daß ich korrupt sei wie alle Frauen seit der Kaiserin Theodora. Der arme Bub blieb in meiner Klasse!

Ein anderer von den «Kleinen» hatte die Mode, immer einen Hut auf dem Kopf und eine — kalte — Pfeife im Mund zu haben, um sich einen männlichen Anstrich zu geben. Als ich einmal so nebenbei bemerkte, daß das Dach solid sei und wir keinen Regen befürchten müßten, sagte

der ältere Grant väterlich: «Lassen Sie ihm doch die Freude an seinem neuen Hut!»

★★★

Wenn man die Studenten taktvoll und kameradschaftlich behandelte, hatte man sie für immer gewonnen. Mir kam es weniger auf äußere Disziplin an, auf die bei uns so viel Wert gelegt wird, als darauf, daß sie Vergnügen an der Sache hatten und etwas lernten. Zitternd saßen wir Assistenten jeweils am Ende des Semesters über den Korrekturen der Examen und fochten gegen die Strenge der beiden Chefs, um unsere Boys und Girls durchzubringen. Eines Tages kam ich gerade vom Tennis spielen, als ein prächtiges Auto neben mir hielt, die Türe sich öffnete und zwei Arme sich nach mir ausstreckten. Einer überschwänglichen Umarmung konnte ich gerade noch entgehen. Es war einer meiner Buben, für den ich gekämpft hatte, damit man ihn durchkommen ließ. Irgendwie mußte ihm das zu Ohren gekommen sein.

★★★

Mein Rang als Sprachassistentin war der unterste auf der Stufenleiter des «teaching staff». Von den Schülern wurden wir aber eigentlich als Instruktoren betrachtet, die die nächsten waren in der Rangordnung. Auf einen Professor wartete eine Klasse zehn Minuten, bevor sie davonlief, auf einen Instruktor nur fünf. Wie ich einmal vier Minuten zu spät komme, meint ein Schüler großzügig: «Wir betrachten Sie als Instruktor, darum sind wir noch da.»

Es war uns verboten, mit Schülern auszugehen. Dasselbe galt natürlich auch für die männlichen Assistenten und ihre Schülerinnen. Es kam mir manchmal so vor, wie wenn jene dieses Verbot noch weniger schätzten als wir! Ganz im Anfang übertrat ich das Verbot. Ich wurde von einem Griechen, den ich schon vorher kennengelernt hatte und der nun zufälliger-

weise mein Schüler geworden war, zum Nachtessen eingeladen. Aber ich ging nie mehr aus mit ihm. Nicht weil von oben her gerügt wurde — das kam selten vor — sondern weil uns ein anderer Schüler zusammen sah. Von da an konnte ich ihn nie mehr aufrufen, ohne daß sich die Klasse wie ein Mann räusperte.

Merkwürdig mutete mich eine gewisse äußere Formalität an, die so gar nicht zu dem freien Ton paßte. Es wurde nämlich sehr darauf geachtet, daß man als Assistent anständig angezogen war. Als unser Holländer einmal im weißen Skipullover in seine Klasse rennen wollte, wurde ihm sanft bedeutet, er habe Rock und Krawatte zu tragen. Wir Mädchen hätten eigentlich immer Strümpfe tragen sollen, zum Unterschied zu den Collegegirls, die den ganzen Winter in kurzen Söckchen herumlaufen. Im Sommer wurden aber meistens beide Augen zugeschränkt, wenn so ein blutiges Assistentinnenbein den griechischen Tempel betrat.

Die Studenten selbst kamen in allen möglichen und unmöglichen Aufzügen. Von mir verlangten sie aber, daß ich nett angezogen sei. Jedesmal, wenn ich etwas Neues trug, mußte ich einen Kommentar gewähren. « Heute ist sie wieder russisch », hieß es, wenn ich in Rot erschien. An einem Maitag kam ich einmal früh in meine Klasse von fortgeschrittenen Schülern. Einer von den G. I.'s in der vordersten Reihe lächelte und sagte leise, daß ich heute aber wirklich anziehend aussähe. Seine Nachbarn lachten ihn aus, worauf er ruhig antwortete, daß er doch wohl sagen dürfe, was er denke.

Abgesehen davon, daß man als Frau auch an den nichtssagenden, alltäglichen amerikanischen Komplimenten Freude hat, gefiel mir diese Einstellung zu den Lehrerinnen. Bei uns meint man immer, eine Akademikerin müsse brillant und beriebt sein und hochgeschlossene Blusen und Herrenhüte tragen!

In der Natur aus nicht sehr formell veranlagt. Aber auch bei den ehrwürdigen Herren Professoren ging es oft recht unkonventionell zu. Da war mein Professor in Politik, eine Kapazität unter den Collegeprofessoren, bekannt in ganz Amerika. Ihm konnte es passieren, daß mitten in der Vorlesung ein Schüler aufstreckte und ihm widersprach. Eine angeregte Diskussion folgte. Manchmal wurde sie auch vom Professor selbst eingeleitet.

Mein « Boß », das Haupt der deutschen Fakultät, war ein Unikum, mit einem unglaublichen Humor gesegnet. Dazu besaß er Geist und einen außerordentlichen Verstand. Mich nannte er nie anders als « Bengelin », während sein jüngerer Kollege immer überlaut ausrief, wenn er mich erblickte: « Wie geht's der schönen Schweizerin? » Beide waren Amerikaner, aber daneben hausten in unserm griechischen Tempel unzählige Ausländer jeglicher Rasse und Herkunft, ein fröhliches und harmonisches Gemisch. Es gab viele « parties », zu denen wir Assistenten eingeladen wurden, und da man in Amerika auf tiefschürfende Diskussionen à la Untergang des Abendlandes nicht viel gibt, wurde meistens gespielt.

An einem Samstag bin ich bei meinem jüngeren « Boß » eingeladen. Nach dem schmackhaften Mahl waschen alle Frauen das Geschirr, während sich die Herren zum Rauchen zurückziehen. Nachher kommt man wieder zusammen, alles legt sich auf den Boden, alle Gäste, die Professoren und ihre Frauen, die Assistenten, und man spielt das Stäcklispiel, d. h. man wetteifert, wer die größte Anzahl von durcheinandergeworfenen Stäben, ohne die andern zu berühren, auflesen kann.

An Weihnachten sind wir zu einem bekannten Englischprofessor eingeladen und spielen den ganzen Abend — Scharaden.

In der ersten Woche nach meiner Ankunft in Brown muß ich mich notgedrungen dem Professor für Psycholo-

gie vorstellen, der mir als maßlos streng geschildert worden ist. Ich stottere etwas, während ich seine wasserblauen Augen unter den buschigen weißen Brauen unverwandt auf mir ruhen fühle. Nachdem ich meinen letzten Satz hervorgebracht habe, hebe ich meinen Blick und erkenne an seinem maliziösen Lächeln, daß er mir gar nicht zugehört hat. Was sagt er? Nun habe er schon lange auf den Moment gewartet, da er einen «Eingeborenen» fragen könne, ob der Eiger rechts oder links vom Mönch sei.

Am Ende des vierten Semesters, in dem ich das Leben ein wenig zu sehr genossen habe, muß ich dem erwähnten berühmten Professor für politische Wissenschaften gestehen, daß ich meine Semesterarbeit nicht zum vorgeschriebenen Termin abliefern könne. Er lächelt nur: « That's quite allright », bietet mir einen Stuhl und eine Zigarette an und fängt an, mich über die Schweiz auszufragen. Zu diesem Punkt muß ich sagen, daß die Professoren amerikanischen Studenten gegenüber nicht so nachgiebig waren. Aber was konnten sie mit den armen, hilflosen Ausländern anfangen . . . !

Bei uns herrscht allgemein die Ansicht, daß an den amerikanischen Universitäten nicht in dem Maße gearbeitet werde wie in Europa. Jeder Europäer aber, der das Glück hatte, an einem der bekannteren Colleges zu studieren, muß im Gegenteil feststellen, daß Amerika so etwas wie akademische Freiheit nicht kennt. Das merkt man besonders, wenn man neben dem Studieren noch unterrichten muß. In der Mitte und am Ende des Semesters hat man Examen in allen Fächern, und zwar meistens mehrstündige, schriftliche. So kam es, daß man am Morgen in ein Examen stieg, am Nachmittag eines zu geben hatte, am nächsten Tag korrigierte und am übernächsten wieder ein Examen bestand. Wann arbeitete man dann für seine eigenen Prüfungen?

Da gab es nur eine Möglichkeit: nachts! Meine kleine türkische Freundin, die ihr Englischstudium sehr ernst nahm, arbeitete tatsächlich Tag und Nacht, bis ihre Augen den Dienst versagten.

Das Studium *ist* streng. Nie werde ich jenen Schüler vergessen, einen Mann von über 30 Jahren, der einmal in der Deutschstunde einschlief. Nachher kam er zu mir, um sich zu entschuldigen. Er arbeite nämlich nachts in einer Fabrik, um sich das Studium zu verdienen, und dazu hätte er erst noch um acht Uhr morgens ein Englischexamen gehabt.

Aber nicht nur in meinen Klassen und in den Vorlesungen lernte ich die amerikanischen Studenten kennen. Trotzdem das Studium mit den vielen Examen streng ist, bleibt doch noch Zeit für das als sehr wichtig erachtete «social life». Ein Student muß neben den Vorlesungen noch mindestens ein Steckenpferd haben. Da gibt es Sport und das wichtigste im Collegeleben: die Spiele, Fußball im Winter und Baseball im Sommer, dann Musik — zwei Jahre lang gehörte ich dem Collegechor an, Radio — Brown hatte sein eigenes Studio und seinen Sender —, Theater, Religion, Clubs. Das Studententheater ist das einzige Theater überhaupt in der Stadt Providence, die 260 000 Einwohner zählt. Das kulturelle Leben konzentriert sich auf das College. Ich sah dort hervorragende Darbietungen, unvergänglich bleibt mir zum Beispiel die Wiedergabe der «Gespenster» von Ibsen oder auch «Pygmalion» von Shaw. Die christliche Studentenvereinigung umfaßte sämtliche Studenten der Universität, Christen, Mohammedaner, Juden und Heiden. Sie sorgte rührend für uns Ausländer. Eine kleine Episode ist typisch für unsere Tätigkeit in dieser Organisation:

Eines Nachmittags komme ich eher erschöpft aus meiner Klasse und stoße im Assistentenzimmer mit meiner deutschen Kollegin zusammen. « Bist du frei heute abend? » fragt sie, « wir sollen um sechs

Uhr vor dem Büro der „Christen“ sein. » Warum wußte sie auch nicht, nur daß wir wahrscheinlich etwas zu essen bekämen. Gut, um sechs Uhr bin ich an Ort und Stelle und finde außer der Deutschen noch zwei Franzosen, einen Kanadier und einen Griechen vor. Ein uns vollkommen unbekannter Mann führt uns zu seinem Auto und fährt in eine Vorstadt. Drei von uns werden bei einem hübschen Einfamilienhaus abgeladen, ein junges Ehepaar empfängt uns und führt uns, nach einem Apéritif, an den gedeckten Tisch. Wir erhalten ein wunderbares Dinner und erzählen zum x-tenmal, daß es in der Schweiz nicht nur Kühe und Uhrenmacher, in Frankreich nicht nur leichtsinnige Frauen gibt. Nach dem Essen werden wir verladen, holen die andern drei ab, die auch gut gespiessen haben und fahren zum Schulhaus, wo der gewichtige Eltern- und Lehrerverein tagt. Fünf Minuten später kündet die Präsidentin an, daß wir sechs nun über die Weltlage diskutieren würden. Wir sind uns an solche Vorkommnisse gewöhnt und haben unsere Phrasen bereit. Gerade als wir uns so recht europäisch in die Haare geraten wollen, dankt die Vorsitzende lächelnd und es wird ausgezeichneter Apfelkuchen serviert. Dieser Abend bringt uns ein paar neue Verpflichtungen für Kirchen, Schulen und das Radio. Ich werde dazu noch Spezialistin in Vorträgen über die Schweizer Pfadfinderinnen.

Auf diese Weise habe ich unzählige feine Menschen und vor allem amerikanische Familien und Heime kennen gelernt. Die Gastfreundschaft war nie versiegend.

★★★

Ich habe schon erwähnt, daß das College auf kulturellem Gebiet das Zentrum der Stadt bildete. Auch was Musik anbelangt, warteten meiner, der skeptischen, blasierten Europäerin, etliche Überraschungen. Eines Tages regt mich ein Schüler mit dem prosaischen Namen Brown durch seine Hochnäsigkeit auf, und ich quetsche ihn

eine Viertelstunde lang über Konjunktivformen aus, bis er erschöpft ist. Nach der gleichen Stunde sehe ich, daß er auf mich wartet, und nachdem ich endlich all die Fragen diverser Schüler betreffend Grammatik, schweizerisches Klima und Stemm-kristiania beantwortet habe, fragt er, ob ich am Samstag zu ihm kommen würde, er und seine Freunde gäben ein kleines Hauskonzert. Ich sage zu, erwarte aber nicht viel. Wie ich jedoch an jenem Samstagabend spät in mein Riesenbett klettere, bin ich mein Staunen immer noch nicht los. Was für merkwürdige Menschen sind doch diese Amerikaner! Diese Freundesgruppe meines Schülers Brown trifft sich alle zwei Wochen, um sich über ihre Fortschritte in der Musik Rechenschaft zu geben. Nach einem strengen Programm wird gesungen und gespielt. Zuerst höre ich wohlwollend zu, aber als dann der kleine, dicke Brown sich aufstellt und ohne jede Pose zu einem Lied von Brahms ansetzt, horche ich auf. Tongebung, Aussprache, Linienführung, alles ist von solcher Vollendung und Natürlichkeit, daß mir der Gedanke, ihn so schikaniert zu haben, das Herz zusammenzieht. Was hat der Mann für eine klare, volle, warme Stimme und welche Kultur spricht aus seinem Gesang! Wie er aufhört und lächelnd zu seiner « Deutschprofessorin » herüberkommt, sage ich statt allen Lobes: « Und Sie habe ich mit Grammatik gequält! »

★★★

Damit habe ich nur einen winzigen Ausschnitt aus den vielen reichen und frohen Erlebnissen an einer amerikanischen Universität gegeben. So manches könnte ich noch erzählen, aber es würde nur dasselbe bestätigen: das demokratische, kameradschaftliche Verhältnis zwischen dem Lehrenden und dem Lernenden, den gesunden Geist, der an den Colleges herrscht. Ich wünschte, daß ein wenig von diesem Geist auch die kühle Luft unserer schweizerischen Hochschulen erwärme.